

Anonyme Briefe.

Von Ferdinand Gruner.

Professor Friedrich Laufmann war im glücklichen Besitze einer erlesenen Papyrusammlung und eines jungen, schönen Weibes. Ohne Zweifel hätten die meisten Ehemänner auf den letzten Besitz mehr Werth gelegt; denn die Professorsgattin hatte außer den genannten Eigenschaften auch noch die angenehme Eigenschaft zu können.

Doch Laufmann liebte zwar seine Papyrus nicht mehr als Maria, doch beschäftigte er sich mehr mit ihnen. Es wahrte natürlich nicht lange, bis Maria dieses Verhältnis entdeckte; und es trante sie. Manderlei Mittel wandte sie an, Friedrich mehr an sich zu fesseln. Zunächst betandete sie selbst eine ungewöhnliche Witzbegierde nach ägyptischer Geschichte. Da ging Laufmann das Herz auf. Wie ein quellender Strom kamen die Worte von seinen Lippen. Er wurde bereit wie ein politischer Agitator, der eine niedergehende Partei vertritt. Sanft suchte Maria den Gatten auf die Gegenwart hinüberzuleiten, die vor ihm lag im Schmutz ihrer achtundzwanzig Jahre, blühend und lebensprühend. Doch Laufmann wanderte durch die Schätze tausendjähriger Pyramiden.

Ein wenig enttäuscht, gab die junge Frau endlich diese Methode auf. Sie nahm eine andere vor, der in allgemeinen bedeutende Erfolgserwartung nachgerühmt wird. Sie studierte die Lieblingsgerichte ihres Friedrich aus, und nun hörten die Lecturen für dessen Gaumen nicht auf, auch wenn ihr eigener Geschmack bisweilen dagegen sich auflehnte. Sie führte diese Methode lange standhaft durch. Denn im Anfang lächelte Friedrich ihr dankbar zu und blieb ein Viertelstündchen länger bei Tische sitzen, ohne nach dem alten Aegypten zurückzukehren, für das sie nun eine geradezu beliebende Gleichgültigkeit an den Tag legte. Doch auch dieses Mittel versagte auf die Dauer.

Da wollte eine große Traurigkeit Frau Maria überkommen und ein trüber Schatten legte sich um ihre Augen, in denen sonst ein so föhliches Leuchten lag, das Professor Laufmann leider nicht beachtete. Mit stiller Gelassenheit ging sie den Blicken des Haushalts nach, zu still für ihre achtundzwanzig Jahre. Ein Glück, daß sie eine entschlossene Natur war, sonst hätte sie sich zu den unterlassenen Frauen gegährt. Sie war aber auch eine denkende Frau. Eines Tages lag wieder der helle Schein um ihre Augen und bisweilen traukelte ein Lächeln die rothen Lippen.

Professor Laufmann aber studierte einen neuen Papyrus. Da fand er unter seinen Briefen, die alle seiner wissenschaftlichen Thätigkeit galten, ein Schreiben von ungewöhnlichem Format. Er erbrach es ahnungslos. Es hatte einen seltsamen Inhalt.

„Herr Professor! Sie haben eine junge und auch schöne Frau. Das finden andere Leute auch! Verstehen Sie?!“

Ein wohlmeinender Freund.“

Das Wort „andere“ war mehrmals lid unterstrichen.

Der Professor lächelte, als er die Epistel gelesen und freute sich der Schönheit seiner Frau. Mehr kam ihm nicht in den Sinn, und bald war er wieder in sein Studium vertieft.

Er dachte schon gar nicht mehr an diesen Brief, da fand sich unter seiner Post ein grauer Umschlag vor, der einen Brief folgenden Inhalts barg: „Haben Sie keine Augen, Professor?! Bemerken Sie denn nicht, daß Ihre Frau öfters als sonst ausgeht?! Und immer allein!“

Es war, als ob eine zornige Hand die Feilen auf das Papier geworfen. Augencheinlich eine verstellte Schrift, die sich bemühte, kleiderhafter zu scheinen, als sie sonst war.

Laufmann suchte vergebens nach einer Unterschrift. Es fehlte diesmal sogar der „wohlmeinende Freund“.

Eine anonyme Verdächtigung, krummte er, zerriff ein wenig nervös das Papier und warf es mit verächtlicher Gebärde in den Korb der Nichtigkeiten. Dann schlüchtete er in die reine Luft der Papyrusse.

Beim Mittagssmahle, das auch nicht eine seiner Lieblings Speisen enthielt, bemerkte er, daß Maria eine lächelnde Miene hatte, überhaupt frischer aussah. Er freute sich dessen, doch sagte er nichts von dieser Wahrnehmung.

Am nächsten Nachmittag verließ er zu ungewöhnlicher Stunde das Studzimmer. Er wollte Maria etwas sagen, das er Mittags vergessen hatte. Das Stubenmädchen meldete ihm jedoch, daß Madame ausgegangen. Er war enttäuscht, schielte einen Augenblick, dann ertrappe er sich bei der Frage, ob sie öfters um diese Stunde ausgehe. Das Mädchen bejahte. — Stumm kehrte Laufmann in sein Zuskulum zurück.

Einmal holte ihn Maria aus dem Hörfaal ab. Fröhlich, lachenden Auges hing sie sich an seinen Arm. Ein heller Sommerstoff kleidete sie vorzüglich. Da bemerkte der Professor, daß in den Grüßen der Studenten neben der Hochachtung für ihn Bewunderung für Maria enthalten sei. Na, ein paar mal haben sich junge Herren auf der Straße nach dem Paare um. Er that, als ob er es nicht merkte, während doch ein feines Roth in seine Wangen gestiegen war. Die junge Frau plauderte harmlos lustig. Wie ein Vogelzischern war es. Laufmann ahmte auf, als mon daheim war. Er war in einer Stimmung, über die er sich selbst nicht klar war. Selbst eine lange, gelehrte Abhand-

lung über die Mumienfunde in der Kamme des Dritten Pyramide, die ihm ein Kollege mit freudlicher Widmung zugefandt hatte, vermochte nicht völlig zu beruhigen. Er beschloß deshalb, zwei Wochen gar nicht auszugehen. Mit einer gewissen Befriedigung stellte er nach dieser Zeit fest, daß er wieder der Alte geworden sei, da wurde ihm wieder ein Schreiben des „wohlmeinenden Freundes“ zutheil.

Professor Laufmann empfand ein unangenehmes Gefühl, als er die Schrift sah, er erkannte sie sofort wieder. Mit leicht umdüsteter Miene las er:

„Sehr geehrter Herr Professor! Ich muß noch einmal schreiben, wiewohl ich mich nicht gern in anderer Leute Dinge mische. Aber Sie sehen noch immer nichts! Ihre Frau geht täglich zwischen 5 und 6 Uhr auf der Wilhelm-Straße spazieren. Doch nicht der frischen Luft halber. Die ist im Stadtpark jedenfalls gesünder!“

— Gegen die letztere Behauptung ließ sich nichts einwenden. Sie stimmte. Abends, als sich der Professor eine Cigarre angezündet hatte, fragte er so von ungefahr, wie es denn im Stadtpark um diese Jahreszeit aussehe und wie er besucht sei. Frau Maria aber sang dem Part ein herrliches Loblied, daß es dort prächtige Plätzchen gebe, nachdem man in der Stimmung sei, heitere und andere, die zu Träumerei einläuden.

Auf der Wilhelm-Straße zwischen engen Häuserreihen müsse es nun sordentlich heiß und staubig sein, meinte der Professor.

Das wohl, war die Antwort, doch sei es zeitweilig ganz nett, dort zu gehen. Denn man sähe etwas weil die Leute es sich nicht nehmen ließen, auch im heißen Sommer dort auf- und abzumandern. Da werde all der Klatsch ausgebracht, über den man zwar die Achseln zuckt, der aber noch ganz angenehm zu hören ist. Denn er ist interessant.

So sprach die junge Frau und lehnte sich in den Rohrstuhl zurück und ließ gelegentlich einen Blick hinübergehen zu dem Gatten, der nichts darauf erwiderte als ein mehrmaliges So, so.

Dieser Abend verlief einstilliger als gewöhnlich. Nicht lange danach fiel es dem Professor um 4 Uhr ein, in die Bibliothek zu gehen. So traf es sich, daß er gegen 5 Uhr in die Wilhelm-Straße einbog. Er ging auf der Seite, die von den Spaziergängern nicht bedient zu werden pflegte. Ganz langsam schritt er dahin, den Kopf zurückgebogen, als ob er Jemanden suche. Plötzlich trat er in einen Cigarren-Laden ein und bestellte sich dort eine ganze Reihe von Dingen: Cigarren, Spitzen, papierne Gesundheitspfeifen, dann Briefmarken und schließlich sogar auf eine ermunternde Frage der Verkauferrin auch Stempelmarken. Dabei ließ er den gegenüber liegenden Bürgersteig nicht aus den Augen.

Denn es war Marias Gestalt aufgetaucht. In hellblauer Kleide, einen entzündenden Hut auf dem braunen Haar, Blumen im Gürtel. Lächelnd dankte sie für die vielen Grüße. Jetzt trat ein eleganter Herr auf sie zu, der mit Grandezza den Epilinder schwannd und dem sie die Hand reichte. Es war ein Kollege Laufmanns, ein Löwe der Salons, wo man die Wissenschaft liebte wenn sie weltmännisch gewandter Interpreten sich bediente. Zwei oder drei Minuten plauderte Frau Maria mit ihm. Und als er sich empfahl, lächelte sie

Professor Laufmann erfaßte die Pakete, die ihm das Ladenmädchen zu recht gemacht, bezahlte den nicht unbeträchtlichen Betrag und trachtete, auf Nebenstraßen in seine Wohnung zu gelangen. Mit ungewöhnlicher Spannung erwartete er die Rückkehr seiner Frau. Wohl eine Stunde verstrich, ehe sie heimkam. Sie strahlte. Sie sagte kein Wort des Erschauens, als sie ihn zu so ungewöhnlicher Stunde im Wohnzimmer fand. Er selbst sprach von leichtem Kopfschmerz und gehorchte ihrem Rathe, als sie ihm einen Gang im Stadtpark empfahl.

Laufmann begab sich spät zu Bett, denn er wollte durch angestrengte Arbeit seine Mißstimmung unterdrücken. Wieder verstrichen etliche Wochen, während deren er mit einer gewissen Nervosität jedesmal die Briefe durchforschte. Endlich hielt er die erwartete Epistel des unbekannten „wohlmeinenden“ Freundes in den Händen. Sie war sehr flüchtig geschrieben und ein einziger kategorischer Imperativ:

„Ich warne zum letzten Mal! Halten Sie die Augen offen, sonst werden Sie nicht wissen, was vorgeht, auch wenn Alle um Sie es wissen. Wenn Ihre Frau in absehbarer Zeit verreisen will, können Sie sie wohl verewissern, ob das in Gesellschaft geschieht!“

Nichts mehr und nichts weniger. Professor Laufmann wünschte sich die Schneigtropfen von der Stirn, die er dort plötzlich verspürte. Er wußte nicht, was es Schreck oder Aerger, was er empfand, oder Angst oder Alles mit und nebeneinander. Einen Augenblick wollte er hinübergehen zu Maria, ihr den Brief zeigen und Antwort verlangen. Doch verwarf er dies als ungewöhnlich. Denn entweder war der Brief eine empörende Schmähung und dann mußte der Verdacht allein

sie tief kränken. Oder es war so, daß . . . Er trat an's Fenster und sah hinaus, dann riß er Bücher aus den Schränken und jängelte sie an unrichtigen Stellen wieder hinein. Endlich beschloß er, zu warten . . . Es waren Tage voll unbefriedigender Thatenlosigkeit.

Da sagte eines Mittags Frau Maria so von ungefahr: Du hast doch nichts zugehen, Friz, wenn ich auf zwei Tage zu Mama fahre? Sie kann nicht gut zu uns herüberkommen, weil es mit dem Fuße nicht so recht geht. Und sie seht sich nach mir.

Da fühlte Professor Laufmann, daß sein Herz mit einem Ruck aussetzte und dann heftiger weiterklopfte.

Wenn Du willst, fahre nur, bitte, erlegnete er mäßig ruhig.

Dann werde ich morgen fahren sagte sie fröhlich. Sie verbrachte dies gar nicht.

Wenn Du willst, daß ich mitfahre, hab er an. Doch Maria unterbrach ihn rasch:

Danke, nein, Friz! Das Opfer ver-lange ich nicht. Du bist zu viel beschäftigt und die vier Stunden Schnellzug sind erträglich.

Aber allein! warf er beinahe drohend ein.

Sie lächelte: Ich bin eine Frau. Sie nahm zärtlichen Abschied von ihm, als sie zum Bahnhof fuhr. In der Wohnung natürlich. Denn sie mußte dem Gatten nicht zu, sie bis zum Zuge zu begleiten.

Kaum aber war die Droschke fortgerollt, verließ der Professor das Haus, warf sich in der nächsten Straße in einen Wagen, dem er rasende Eile empfahl. Zum Bahnhof! befahl er. In prächtiger Stimmung sah er, in die Räder eines dunklen Korridors gedrückt, Frau Maria das Bahnhofsgebäude betreten. An der Kasse herrschte ein großer Andrang, er konnte daher nicht so nahe herantommen, daß er hätte hören können, wohin seine Frau die Karte nahm. Es siebete ihn, als er sie auf den Bahnsteig hinaustraten sah und bemerkte, daß sie sich nach allen Seiten umschah, als ob sie Jemanden erwartete. Dann stieg sie rasch in ein Abtheil ein. Es wurde auf ihren Wunsch offen gehalten.

Der Professor wartete, wie auf glühenden Kohlen sitzend, bis die Zeiger der Uhr den unmittelbaren Abgang des Zuges kündeten. Dann mußte es ja klar werden! Er hatte die Zähne fest aufeinander gebissen, denn seine Aufregung war ungeheuer. Da elite der Stationschef an ihm vorüber. Gestimmt blieb er stehen, als er den Professor wahrnahm: Bitte, befehlen Sie sich, Herr Professor, sagte er. Der Zug geht sofort ab. Ihre Frau Gemahlin hält einen Platz für Sie frei.

Die Lokomotive piffte, als Professor Laufmann in das Abtheil des Schnellzuges sprang, in dem Frau Maria zwei Sitze bezahlt hatte. Er war sehr bleich und hotterte. Sie erschraf, als sie ihn sah. Er nahm deutlich wahr, wie sie die Farbe wechselte. Sein Blick floh, während der Athem leuchtend ging, durch den Raum.

Wo ist er? fragte er, mit den Worten kämpfend, und griff hart nach ihrer Hand.

Wer? Für den du den zweiten Platz nahmst! Denn du hast zwei Plätze bezahlt! Ich will es wissen, sprich!

Da lächelte sie. Ja, wahrhaftig, sie lächelte. Sie wurde weder todtensbleich, noch farn sie in die Kniee und stehle um Varnbergigkeit!

Professor Laufmann war starr. Er preßte fester ihre Hand. Für wen hast du die zweite Karte gelöst? Ich muß es wissen, oder es giebt ein Unglück!

Da lachte die junge hübsche Frau laut auf, während ein rother Schimmer ihre Wangen färbte.

Für dich, Friz! Er glaubte zu träumen. Für mich! Höre nicht!

Für dich, wiederholte sie. Denn ich wußte, daß du kommen würdest.

Laufmann kam aus dem Stottern nicht heraus. Wie konntest du das wissen?

Ich wußte es! Und warum bist du heimlich auf den Bahnhof gekommen und hast dich im Korridor versteckt, bis der Zug abging?

Der Professor erschraf ob dieser Frage. Weil, weil —

Weil es in anonymen Briefen meines unbekannten, wohlmeinenden Freundes stand, gab Frau Maria leise die Antwort, die ihr Gatte schuldig blieb.

Er fuhr auf. Du weißt von diesen Briefen? Wie so?

Da neigte die junge Frau ihren Mund ganz dicht an sein Ohr, daß er es fast als einen Kuß empfand und gestand leise: Weil ich sie geschrieben habe, Friz!

Du! Er sagte eine Weile nichts und betrachtete nur immer ihr Antlitz, das in leuchtender Jugend ganz dicht vor seinen Augen war. Und dann wieder: Du!?

Als er aber alles begriffen, da küßte er Maria herzlich auf den Mund und vergaß wenigstens auf dieser Reise seine Papyrusse ganz.

Vorwärts.

„Die beiden Kräulein Müller singen stets nur Duette! Warum eigentlich?“

„Wahrscheinlich will eine alle die Verantwortung übernehmen!“

Eine Spukgeschichte.

Von Eddy Beuth.

Ich glaube an keine überirdischen Möglichkeiten, sagte die blonde Doktorfrau und zeigte lachend zwei Reihen tadelloser Zähne. „Aber es ist solch angenehmer Gesusel, sich an den endlosen Herbststunden die Zeit mit Spukgeschichten zu vertreiben.“

„Ich kann auch nicht genug davon bekommen, Detektivgeschichten und Geistererzählungen zu hören,“ meinte der tede Radfisch, und dat die junge Hausfrau, die blaue Ampel anzudrücken zu dürfen, um das Mittel für die Geistergeschichten zu schaffen, die man jetzt hören wollte. — „Das grelle Gesicht verdirbt die Stimmung,“ sagte der langmähige Dichter, welcher das Thema angeregt hatte, „da hat das Fräulein recht.“

Er erhob sich, seiner Würde als Längster der kleinen Gesellschaft eingedenk, um das Gas auszudrücken, während trippelnde Mädchenfüße zum Erker tritten, um die blaue Ampel anzuzünden.

Es waren etwa acht Personen bei dem jung verheirateten Doktorpaar anwesend und man suchte sich den ersten geselligen Abend in dem neuen gemütlichen Heim des Paares so kurzweilig wie möglich zu gestalten. Gesellschaftsspiele und Räthselrathen wollten nicht recht ziehen, die Kuriosen sorgte noch nicht genügend für neue Sensationen, die Stoff zu angeregter Unterhaltung bieten konnten, und so entstand jene bange Pause, die Gastgebern wohlbelannt ist als Vorbereitung zu baldigem Ausbruch der Gäste. Dabei war's noch ziemlich früh, kaum halb zwölf Uhr Nachts, und man hatte sich das erste gemütliche Zusammensein so anregend gedacht.

Der Ottoberturm schüttelte an den Fensterräden und heulte unheimlich durch den Schornstein, ein Hundebelter draußen. Hier im Hause war's recht gemütlich, alle saßen um den Tisch mit der Hängelampe. Nun sollte man hinaus in das häßliche Wetter, bloß weil man sich nichts zu sagen wußte. Ein neues Heulen des Sturmes klang unheimlich in das Gesellschaftszimmer.

„Ich hab's,“ rief die blonde junge Frau plötzlich beglückt, „ich hab's! — Heute ist so recht das Wetter zum Gruseln lernen, erzählen wir uns Spukgeschichten.“

Der Gedanke wurde mit Begeisterung aufgenommen und schnell in die That umgesetzt. Jeder sollte etwas selbst erlebt oder irgendwo Gehörtes zum besten geben, und jeder suchte sich in Gedanken das Gruseligste heraus, was er je im Leben erfahren hatte.

Nur der lustige Affessor, auf dessen Einfälle man die meisten Hoffnungen gesetzt hatte! und der der gefuchteste Causeur des ganzen Kreises war, blieb auffallend still.

Er hatte sich an das Fenster gestellt, an das die Regentropfen klatschten, und sah melancholisch in die menschenleere Straße der Vorstadt hinein.

„Das Affessorchen denkt sich was Gräßliches aus, um es uns aufzutischen,“ tuschelte der tede Radfisch, und lachend erging die Aufforderung an den stillen jungen Mann, mit seiner sicher höchst interessanten Erzählung zu beginnen.

Er drehte sich um, trat von seinem Fensterplatz zurück in den Bereich der hellblauen Ampel, die seine Gesichtsfarbe wohl besonders bleich erscheinen ließ, und begann:

„Nun wohl, ich will Ihnen eine Spukgeschichte erzählen, aber keine lustige, sondern eine so traurige, da sie ein blühendes, junges Menschenleben zum Opfer forderte.“

Es war plötzlich todtensstill in dem kleinen Raum geworden, und der Erzähler fuhr fort: „Es moq so ungefahr zehn Jahre her sein, ich war in den Ferien zu Besuch bei meinen Eltern als kleiner, großpredigerischer Stud. jur.“

Wir hatten einen herrlichen Spätsommer, und das junge Volk des rheinischen Gebirgsstädtchens nahm die schönen Tage ordentlich wahr, und machte stundenlange Ausflüge in die nächsten Rhein- und Weinstädte. Was wurde bei diesen sommerlichen Fahrten nicht alles geprahlt und gelogen, geliebt und geküßt. Wie das wohl immer so ist, wenn nach langen Wanderfahrten ins bunte Leben hinein Jugendgepielen für kurze Zeit sich wiederfinden. „Amponieren“ hieß die Beweise, und da man noch nicht viel Beweise hatte, so log man halt, und schloß den fragenden Mund der kleinen Jugendgepielen mit Rüssen zu.

An einem schönen Sommerabend, den wir alle in Radfahr's Garten verbrachten, kamen wir auch ans Erzählen von Spukgeschichten, die man zum großen Theil sogar erlebt haben wollte. „Es gehört nur ein bißchen Muth dazu, sich mit den überirdischen Geistern gut zu stellen,“ meinte ich großsprecherisch, „mir erscheinen sie direkt auf den Wind.“

Die braunen und blonden Mädels drängten sich bei diesen Worten neugierig an mich heran und betrachteten mich mit leuchtenden Augen. Ich war wieder einmal Mittelpunkt.

„Nichts einfacher als das. Man gehe nur Nachts punkt zwölf Uhr mutterfeelenallein auf den Kirchhof, zunehmender Mond muß freilich sein, begiebt sich mutterfeelenallein zur Selbstmörderede, und auf ein Zeichen erscheinen die Geister, und erzählen alles, was man haben will.“ — Lau-

tes Gelächter belohnte meine schlecht erfundene Rede. „Man alubte mir's nicht,“ rief jedoch, als angenehmer Jurist, drehte die Sache zu meinen Gunsten. — „Ihr habt eben keinen Muth, sonst würdet Ihr die Sache doch wenigstens ausprobiren.“

„Keinen Muth haben,“ war wohl das schlimmste, was einem von uns in jener Epoche der Jugendthorheit vorgeworfen werden konnte. — Der Dieb sah.

Meine blonde, kleine Esse, das einzige Kind des Nachbars, sah mich mit ihren nervösen, fanatischen Augen an. „Ich glaube zwar nicht an Eure dummen Geschichten, und eben weil ich nicht daran glaube, habe ich den Muth, Nachts um zwölf Uhr allein auf den Kirchhof zu gehen.“

„Dho, wie willst du das beweisen,“ das kann nachher jeder behaupten, dort gewesen zu sein,“ sagte Heinrich, der tede Gymnasialist.

„Das werde ich Euch beweisen,“ rief das blasse Mädchen, die blonde Esse, „ich gehe heute Nacht noch und werde mir ein Messer mitnehmen, das ich zum Zeiden, daß ich dort war, in das Grab des Schusters Erster setzen werde. Ihr wißt, das ist der, der sich ertränkt hat. Das Grab liegt am einsamsten, gerade dort werde ich hingehen.“

„Uns wurde doch etwas ängstlich, als das fanatische Mädchen so begierig einen Beweis ihres Muthes liefern wollte, der Scherz ging zu weit. Sie aber ließ sich durch nichts von ihrem Vorhaben abbringen, und so beschloß ich einige von uns, wenigstens ihr in angemessener Entfernung heimlich zu folgen und ihr Thun zu beobachten. Ein paar Kameraden und ich legten uns gegen halb zwölf in ihrem Garten auf die Lauer, wir hofften immer noch, sie hätte uns zum Besten gehabt und würde nicht kommen.“

Zehn Minuten vor zwölf sahen wir ihre schlank Gestalt richtig leise aus der Hausthür schlüpfen und den Weg über die menschenleere Chaussee nehmen, die zum Kirchhof führte.

Wir Jungens schlichen wie die Diebe hinterher, sie ging ruhig ihren Weg, der Halbmond, welcher als leuchtende Sichel am Himmel stand, ließ uns ihren energischen Gang genau erkennen.

Am Kirchhofsthor zögerte sie ein wenig, dann öffnete sie mit Mühe die schwere Pforte, die einen knirschenden Ton von sich gab, und schlüpfte verbende hindurch. — Eine Weile blieb Alles still, wir wollten uns nicht vorzeitig verrathen oder die Kleine erschrecken, und harrten mit angehaltenem Athem der Dinge, die nun kommen sollten. Nun mußte das tapere Mädchen gleich wiedertreten, wir hatten uns vorgenommen, sie im Triumph nach Haus zurückzuführen.

Plötzlich löste ein Schrei durch die Stille, der nichts Menschliches an sich hatte und uns das Blut in den Adern erstarren machte. Dann war Alles still. — Wir waren die ersten Sekunden wie erstarrt vor Schreck, dann liefen wir wie gejagt an den mondbeschieneu Grabmälern vorbei dem Hügel des Selbstmörders zu.

Quer über dem Grab lag bewußtlos die kleine Esse, die beiden Hände wie im tödtlichen Entsetzen in das Gras des Hügel's getrafft.

Wir verfluchten, sie aufzuheben, aber sie wurde wie von unsichtbaren Händen aus dem Grab festgehalten. — Was es war, wußten wir nicht, denn gerade hatte sich der Halbmond hinter den dunklen Wolken versteckt.

Wir waren so entsetzt, daß unser Herzschlag aussetzte, und wir kein Wort sprechen konnten. Endlich nach Sekunden langen Wartens kam der Mond bleich und zögernd wieder hinter den Wolken hervor. Und wir fanden schnell genau den harmlosen Grund des entsetzlichen Zwischenfalls, denn unsere kleine Freundin mit dem Leben bezahlten sollte.

Das Rechenmesser, das sie als sichtbaren Beweis ihres Muthes in die Erde des Grabhügels gesteckt hatte, hatte mit der Spitze ihren Kleiderrock durchbohrt und so das arme, verängstigte Ding am Boden festgehalten, als es sich erheben wollte. Der Schreck und das Entsetzen hatte ihre Bewußtlosigkeit herbeigeführt, aus welcher sie nicht mehr erwachen sollte. Ein hitziges Fieberfieber machte dem blühenden Leben in ein paar Tagen ein rasches Ende. Ich habe jahrelang das Lachen verlernt,“ schloß der Affessor, und führte verflohen das Taschentuch über die Augen. „Seitdem glaube ich an Spukgeschichten.“

„Berude runter!“

Das Berliner Tageblatt berichtet: Rosa, das Hausmädchen, hatte sich in der kurzen Zeit ihres Dienstes bereits das volle Vertrauen ihrer neuen Herrschaft erworben, als eines Tages ein Herr erkühen und sich nach dem neuen Mädchen erkundigte und natürlich die beste Auskunft erhielt. Wer beschreib nun den Schreck der Hausfrau, als am anderen Tage zwei Herren erschienen und sofort dem Mädchen, das ihnen die Salonthür geöffnet hatte, zurufen: „Berude runter!“ Und was ereignete sich nun? Die schöne blonde Rosa präsentirte sich als — ein Mann mit kurzen Haaren, der nach den Angaben der beiden Kriminalbeamten gesucht wurde und so manches auf dem Kerbholz hat. Es war nicht das erste Debut des verschlagenen Gauners, sich als Hausmädchen zu verkleiden, die Herrschaften zu betheilen und dann plötzlich auf Kimmertwiedersehen zu verschwinden. Diesmal war der Roup nicht gelungen.

Mozart's Schädel.

Selten ist ein großer Mann so jämmerlich nach seinem Tode behandelt worden wie Mozart, nachdem man ihm schon vor dem Tode schlimme genug mitgespielt hatte. Neuvollständig noch die heutigen Bewohner Wiens an ihre Brust, weil die damaligen sich so gar unwürdig ihres gottbegnadeten Mitbürgers gezeigt haben. Es ist eine niederschmetternde Thatsache: die Erde Wiens beherbergt einen der größten Fontänner der Welt, aber niemand vermag zu sagen, wo. Auf dem Generalfriedhof der Stadt erhebt sich unter den Schrengäbern der in Wien gestorbenen Musiker auch ein Denkmal für Wolfgang Amadeus Mozart, doch es bezeichnet nicht den Ort, wo seine Gebeine ruhen, denn diese sind verschollen. Als Mozart in der Nacht zum 5. Dezember 1791, noch nicht 36 Jahre alt, die Augen zur ewigen Ruhe schloß, hinterließ er außer einem kranken Weibe bare 60 Gulden. Dafür konnte man schon damals nicht in Wien ein „anständiges“ Begräbniß haben. Die Begeisterung der Freunde aber reichte gerade hin, der herrlichen Hülle von der Wohnung bis zum Stubenthor das Geleite zu geben, wo sie umkehrten, da das grausliche Wetter über ihre Zuneigung den Sieg davontrug. So mußte die Gemeinde für ein Begräbniß sorgen. Mozart bekam seine Ruhestätte in einem — Armeuleutenfengrab auf dem St. Marzer Friedhofe. Mit Bettlern und Armenhäuserlern wurde er am 6. Dezember in eine Grube gesenkt, und sein Freund sorgte dafür, die Stätte festzuhalten und zu überliefern, wo er ruhte. Doch, einer: der Todtengräber Joseph Rothmeyer. Der umwidelte den Sarg mit didem Eisenband und schlug ihm als Kennzeichen einige Messingnägel ein. Dann schrieb er in seinen Kalender, Mozart liege „im dritten Schachtgrabe von der Planke, links der erste in der obersten (vierten) Schicht“. Zehn Jahre später räumte man das Massengrab, um für die Leichen anderer Bettler und Armenhäuser Platz zu schaffen. Niemand kümmerte sich darum, daß man damit auch Mozarts Ueberreste ver-scharrte. Nur Joseph Rothmeyer, der Todtengräber, erinnerte sich seiner Zeichen und befehlte sich als Andenken aus dem verrosteten Sarge Mozarts Schädel. Den kostbaren Schatz verberete er an seinen Nachfolger im Amt, Joseph Radtschopf, und dieser schenkte ihn 1842 dem Kupferstecher Jakob Hyrtl. Jakobs Bruder war der berühmte Anatom Joseph Hyrtl. Dieser hätte den Schädel gern seiner Sammlung einverleibt, aber Jakob gab das Kleinod nicht heraus. Erst nach seinem Tode 1879 kam Joseph Hyrtl durch Erbgang in den Besitz des Schädel's. Zur dauernden Kennzeichnung lebte er einen rothen Fettel auf die Stirn mit der noch heute vorhandenen Aufschrift: „Der Todtengräber Joseph Rothmeyer, welcher sich die Stelle merkte, wo er Mozarts Sarg einscharrte, bei der Leerung der Gemeingrube 1801 gerettet und von seinem Nachfolger Joseph Radtschopf meinem Bruder Jakob geschenkt, 1842. Hyrtl.“ Auf die rechte Seite des Schädel's schrieb er mit Farbe: „Wolfgang Amadeus Mozart, gef. 1791, geb. 1756. — Rufa velit mori — Horaz“. Joseph Hyrtl starb 1894. Mozarts Schädel aber kam mit anderen Dingen verpackt in einer Kiste, in das von Hyrtl gestiftete Frauenhaus zu Mödling bei Wien. Hier fand man ihn erst geraume Zeit später beim Ordnen und überließ ihm dem schriftlichen Wunsch Hyrtls gemäß der Stadt Salzburg. Dort, im Mozarteum, befindet er sich jetzt. Zweifler haben die Echtheit des Schädel's in Frage gezogen. Aber sie suchen nicht die Echtheit des in Hyrtls Besitz gelangten Schädel's an, sondern stellen lediglich die Behauptung auf, die Kiste, die ihn geborgen, könnte, während man sie unachtsam auf dem Boden des Mödlinger Frauenhauses stehen ließ, geöffnet und der Schädel verkauft sein. Die Stadt Salzburg hat jedoch die Unhaltbarkeit dieser Vermuthung gerichtlich erweisen lassen. So dürfen wir sicher sein, wenigstens diesen einzigen Ueberrest des großen Todten zu besitzen, zugleich ein schmerzvolles Denkmal der Heroisität und des Unbans der Mittelwelt.

Uebel angebrachte Sparsamkeit.

Einen lehrreichen Beitrag zum Kapitel der übel angebrachten Sparsamkeit theilt das Wiener Extrablatt in folgender Zuschrift eines Lesers mit: „Ich erhielt unlängst von einem Freunde, der mit seiner zahlreichen Familie häufig Reisen macht, ein Telegramm, lautend: „Bitte für morgen früh vier Zimmer, „Grand Hotel“, reserviren.“ Die vier Zimmer wurden von mir bestellt und selbstverständlich wird der Zimmerpreis in einem solchen Falle für die ganze Nacht angerechnet. Wie groß war mein Erstaunen, als ich am nächsten Vormittag erfuhr, daß mein Freund ganz allein um 4 Uhr früh im Hotel eingetroffen war. Er hatte ein Wort in seinem Telegramm sparen wollen, nämlich das Wort „Uhr“ hinter den Worten „morgen früh“ — als Strafe für diese schlecht angebrachte Sparsamkeit hatten vier 42 Kronen für die unnötigerweise reservirten Zimmer zu bezahlen.“

Liebeswerben in Sachsen.

Er: „An Ihr Rufname?“
Sie: „Pauline!“
Er: „Das habt aber scheine! Meine Sel'ge hieß sie nämlich Bertha, um da brauchen mer ja de Schlußbiederer nicht erst umschiden zu lassen!“